

Die Schrift ist eine Erstlingsarbeit, die der Ergänzung fähig ist. Aber sie vermittelt mit der Erschließung eines überaus ergiebigen ungedruckten Quellenstoffes wertvolle neue Einblicke in die mittelalterliche Kulturgeschichte, die in gleicher Weise die Aufmerksamkeit des Historikers, Liturgen, Volkskundlers und Juristen verdienen.

J. Vincke.

Petrus de Bosco (Pierre Dubois), *Summaria brevis et compendiosa doctrina felicis expeditionis et abbreviacionis guerrarum ac litium regni Francorum*, hrsg. von Hellmut Kämpf. (Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, hrsg. von Walter Goetz, Bd. 4.) B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1936. IV u. 57 S. RM. 2.80.

Kurz nach Erscheinen seiner Arbeit über „Pierre Dubois und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalbewußtseins um 1300“ legt Kämpf die Erstlingsschrift des Dubois, die „Summaria brevis“, nach der einzigen bekannten Handschrift, dem codex lat. 6222 C der Bibliothèque Nationale in Paris, zum ersten Male in unverkürzter Textgestalt vor. Die Handschrift, die etwa 100 Jahre jünger ist als das Werk des Dubois selbst, bietet der Schwierigkeiten genug, die in der Edition nicht alle befriedigend gelöst zu sein scheinen. Trotzdem wird für den halbwegs Bewanderten K.s Text ohne allzu große Mühe lesbar sein. Bedauerlich ist, daß der Herausgeber die Beigabe eines wissenschaftlichen Apparates, der die Verwendung der Heiligen Schrift, liturgischer Texte, der weltlichen und kirchlichen Rechtsbücher, der Philosophen und Kirchenlehrer, sowie historischer Quellen aufzeigen würde, besseren Kennern überlassen zu müssen glaubte. Hier wäre manches Interessante zu entdecken gewesen. Auch würde man in der Einleitung eine kurze zusammenfassende Würdigung der Bedeutung der „Summaria brevis“ in der französischen Publizistik des ausgehenden 13. Jahrhunderts mit Dank begrüßen, wenn man auch dafür in der obengenannten Schrift K.s einen gewissen Ersatz findet. Aber trotz dieser unerfüllten Wünsche bleibt K. das Verdienst, die wichtige Schrift der historischen Forschung zugänglich gemacht zu haben.

J. Birkner.

Richard Salomon, *Opicinus de Canistris. Weltbild und Bekenntnisse eines Avignonesischen Klerikers des 14. Jahrhunderts*. Mit Beiträgen von A. Heimann und R. Krautheimer. Text- und Tafelband. (Studies of the Warburg Institute, edited by Fritz Saxl, Vol. 1 A und 1 B.) The Warburg Institute, London S. W. 1936. 348 S.

Seit einer Reihe von Jahren beschäftigt sich R. Salomon mit dem eigenartigen und höchst merkwürdigen Autor des Cod. Vat. Pat. lat. 1993. Nach verschiedenen Vorarbeiten legt er jetzt in seinem hier anzuzeigenden

Werk das Ergebnis eingehender Untersuchungen vor und veröffentlicht auch in einem Tafelband die Zeichnungen des Codex, die den Anlaß boten, sich mit dieser Persönlichkeit näher zu befassen. Opicinus de Canistris war der historischen Literatur bekannt als Verfasser der kirchenpolitischen Schrift: „Tractatus de preeminencia spiritualis imperii“ aus dem Jahre 1329. Vor einiger Zeit hat man ihn auch mit dem „Anonymus Ticinensis“ identifizieren können, der den „Liber de laudibus civitatis Ticinensis“ geschrieben hat. (Vgl. Faustino Gianani, Opicino de Canistris, l'Anonimo Ticinese, Pavia 1927.) Die beiden genannten Abhandlungen sind nicht mehr als Durchschnittsleistungen; interessant wird Opicinus erst als Urheber des Bildercodex, der in seiner merkwürdigen Anlage den Beschauer einfach phantastisch anmutet.

Im zweiten Kapitel seines Buches gibt S. einen Abriss über die Lebensschicksale des Opicinus hauptsächlich nach der auf Tafel 20 niedergelegten Autobiographie. Der äußere Lebensgang ist schlicht. Politische Gründe zwingen den niederen Kleriker zum Verlassen seiner geliebten Vaterstadt Pavia. Er hält sich dann seit 1329 an der Kurie in Avignon auf und ist dort Scriptor der päpstlichen Poenitentiarie. Viel wichtiger aber ist die Geschichte der inneren Entwicklung des Mannes, der uns in seinen Zeichnungen einen tiefen Blick in sein Seelenleben tun läßt. Der Codex ist wohl ein Unikum; auf 27 Pergamentblättern von ganz großem Format sind 52 Seiten von der Hand des Opicinus mit geometrischen Zeichnungen, kartographischen Figuren und Kalenderbildern bedeckt. In diese sind menschliche Figuren hineinkomponiert, überall finden sich Beischriften und auch zusammenhängende Texte. Man glaubt zunächst eine astrologische Handschrift vor sich zu haben. In ausführlichen Darlegungen hat S. die formalen Ähnlichkeiten zur Kartographie der Zeit nachgewiesen. Dazu ist in einem Anhang von A. Heimann die Abhängigkeit des Opicinus hinsichtlich der kunstgeschichtlich nicht bedeutsamen Zeichnungen genau untersucht; die verschiedenen Einflüsse sind aufgezeigt. Besonders überzeugend erscheinen auch dem Nichtfachmann die Analogien zu den zeitgenössischen medizinischen Illustrationstypen.

Diese merkwürdige äußere Form benutzt Opicinus zur Darstellung seiner Lebens- und Leidensgeschichte; von einer Autobiographie im herkömmlichen Sinne wird man nicht reden dürfen. So ist in das Gewirr der Zeichnungen und Figuren auch mit Zuhilfenahme der Beischriften kein rechter fortlaufender Sinn zu bringen. Es ist von Bedeutung, daß dieses Werk des Opicinus nach einer langdauernden schweren Krankheit im Jahre 1334 begonnen wurde. Gleichwohl wird der naheliegende Begriff der geistigen Krankheit nicht ohne weiteres anzuwenden sein, wenn auch der stark pessimistische Hang und die unablässigen mysteriösen Selbstanklagen (*peccatum spirituale*) oft in diese Richtung weisen. Sehr gut scheint mir der von S. geprägte Terminus „*carte moralisée*“ auf vorliegenden Fall anwendbar. Damit ist auch hinreichend ausgedrückt, daß es sich bei Opicinus um eine Beschränkung auf seine eigene Person handelt. Überaus wichtig sind daher die Ausführungen über das Verhältnis zum Spiritualismus, mit dem Opicinus nur äußere Ähnlichkeiten

verbinden, vor allem in seiner geheimnisvollen Sprache. Innerlich hat er mit der großen Bewegung nichts gemein; er ist auch in dieser Hinsicht ein Individualist und hat sein eigenes geheimes Reich, in das er sich versenkt.

Für den, der sich mit den Einzelheiten der sonderbaren Erscheinung nicht aufhalten will, ist der Abschnitt IV: „Entstehung und geschichtliche Stellung der Handschrift“ am lehrreichsten. Es wird hier zusammenfassend dargelegt, daß wir es in den vorliegenden Tafeln und ihrem Inhalt nicht mit einer geschlossenen Leistung zu tun haben, sondern mit einer sich auch im sprachlichen Ausdruck immer wiederholenden Confessio, einem Selbstgespräch, das natürlich auch beeinflusst ist durch die Umgebung, durch die Papstresidenz in Avignon mit ihrem unruhigen Treiben und ihren merkwürdigen, sensationellen Vorgängen in den Jahrzehnten vor der Mitte des 14. Jahrhunderts. Sehr treffend finde ich das Urteil am Schluß des ersten Anhangs: „Als eigentümliche Formungen eines eigenwilligen Kopfes, der auf sehr verschlungenen und wenig gangbaren Pfaden Heil und Erlösung sucht, sind die Tafeln des Opicinus nicht ohne Reiz und behalten als Dokumente einer Persönlichkeit von unverwechselbarer Eigenart ihren Wert.“ Soweit geistige Versenkung in einen historischen Stoff diesen zu erklären vermag, ist es hier, vor allem in der eingehenden Analyse jeder einzelnen Tafel im zweiten großen Teil des Buches, geschehen. S. ist keiner auch noch so unbedeutenden Frage aus dem Wege gegangen; erstaunlich ist, wie vielseitig der V. den Herkunftsmöglichkeiten auch der abstrusesten Einfälle nachspürt und sie mit den geistigen Strömungen der Zeit in Verbindung zu bringen sucht. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Geistesgeschichte des 14. Jahrhunderts, wenn man sich auch bewußt bleiben muß, daß es sich im vorliegenden Falle um eine singuläre Erscheinung handelt, um einen merkwürdigen Sonderling, der auch im Jahrhundert der Phantastik ein Einsamer geblieben ist, was die Wirkung auf die Zeitgenossen angeht.

K. A. Fink.

Hilde Reinhard, Lorenzo von Medici, Herzog von Urbino 1492—1515. Ein biographischer Versuch unter besonderer Berücksichtigung der Vermittlerrolle Lorenzos zwischen Leo X. und Franz I. von Frankreich im Jahre 1515. Verlag Jos. Waibel, Freiburg i. B. 1935. XI u. 96 S.

Soviel schon die historische Forschung im Gegensatz zum späten Mittelalter für die Zeit der italienischen Hochrenaissance geleistet hat, es kann durch Spezialuntersuchungen immer noch Wichtiges und Neues zur Erkenntnis jener bewegten Epoche zutage gefördert werden. Das zeigt die hier kurz zu nennende Dissertation über Lorenzo von Medici, den Herzog von Urbino, der in der Kunstgeschichte durch sein herrliches Grabmal mehr Berühmtheit erlangt hat, als durch seine Taten in der Geschichte. Der unmittelbare Anlaß zu dieser aus der Schule von W. Andreas hervorgegangenen Arbeit war eigentlich die Frage nach dem